

# Verhungernlassen für den Profit

Die Geschichte des Landesfürsorgeverbandes Oldenburg hat der Historiker Ingo Harms erforscht. Sein Fazit ist, dass dessen wirtschaftliche Interessen zur Beteiligung an den „Euthanasie“-Verbrechen im NS-Regime geführt haben

Von Frank Keil

Am 9. Februar 1945 schreibt Herrmann N. an die Leitung der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen im Oldenburgischen, in der sein Sohn seit Kurzem untergebracht ist: „Mein Sohn ist ja total unternährt und abgemagert und konnte bei meinem Besuch gestern vor Schwäche nicht auf einem Stuhl sitzen, und solche Zustände kommen in einer Pflegeanstalt vor“

Was ihn schockiert: Er hat seinem Kind eigens Lebensmittelpakete geschickt. Außerdem gehört er als sogenannter Selbstzahler zu denen, die für die Unterbringung eines Angehörigen aufkommen. Zum Glück belässt es der Vater nicht bei dieser Beschwerde: Zwölf Tage später holt er seinen Sohn zu sich zurück, der damit nicht zu dem am Ende rund 1.500 sogenannten Oldenburger Hungertoten gehören wird.

Sie starben, weil man sie über lange Zeiträume nicht ausreichend ernährte; weil man ihnen den Speiseplan einschränkte und Lebensmittelpakete von Angehörigen einbehielt. Sie starben, weil in vielen Räumen, in denen die pflegebedürftigen Menschen untergebracht waren, die Raumtemperatur zuweilen erheblich herabgesetzt wurde, um Heizkosten zu sparen und sie so körperlich geschwächt sich auch der grassierenden Krankheiten kaum erwehren konnten.

Herrmann N.s Geschichte ist Teil der Studie „Der Verband – Anstaltsfürsorge zwischen Rassenhygiene, Bereicherung und Kommunalpolitik (Oldenburg 1924–1960)“. Der Historiker Ingo Harms und sein Team sind immer wieder auf drei Einrichtungen gestoßen: die Heil- und Pflegeanstalt Wehnen, die heutige Karl-Jaspers-Klinik Wehnen; dann das Gertrudenheim in Oldenburg und schließlich das Pflegeheim Kloster Blankenburg, das heute als Erstaufnahme für Geflüchtete dient. Alle drei sind bereits für sich auf ihre NS-Geschichte hin untersucht worden.

Allerdings blieb bisher die Geschichte eines Akteurs weitgehend unbeachtet: die des übergeordneten, 1924 gegründeten „Landesfürsorgeverbandes Oldenburg“, dessen bestimmender Einfluss sich nicht nur auf die kommunale Sozial- und Gesundheitspolitik im Oldenburger Land erstreckte, sondern auch auf die Kultur- und Wirtschaftspolitik bis hinein in den Energiesektor wirkte. Es ist

die Geschichte vom Weg einer nahezu klassischen Fürsorgeeinrichtung, zunächst entsprechend karikativ an- wie ausgelegt, die sich dann zu einer Wirtschaftsinstitution entwickelt, auf die Ingo Harms seinen Schwerpunkt legt.

Harms, lange tätig an der Forschungsstelle Geschichte der Gesundheits- und Sozialpolitik der Universität Oldenburg, stellte sich die erkenntnisleitende Frage: Warum stieg der Verband zu einem ökonomisch erfolgreichen lokalen Wirtschaftsakteur nicht schon in der Weimarer Republik auf oder hernach in den Anfangsjahren der Nachkriegs-BRD, sondern ausgerechnet während der NS-Diktatur und somit bald unter den Bedingungen einer Kriegswirtschaft? Aufgabe und Ziel des Verbandes, das arbeitete Harms immer wieder heraus, war nicht die Senkung von Betriebskosten, auch weit weniger als vermutet der „Euthanasie“-Gedanke der Nationalsozialisten, sondern die offensive Vermögensbildung: „Die Vernachlässigung der Patienten war nicht

## „Widerstand war vom ersten Tag an da“

Ingo Harms über Hemmnisse bei der Erforschung der NS-Verbrechen

die Folge, sondern die Voraussetzung für die Vermögensbildung“, so seine zentrale These. Als im Mai 1945 das NS-Regime endet, steht der Verband denn auch solide dar: Er verfügt nicht nur über Grundstücke und Immobilien wie etwa drei landwirtschaftliche Betriebe, sondern auch über Barvermögen, Kapitalbeteiligungen und Stiftungskapital.

Die Studie ist in ihrer Komplexität und Beharrlichkeit auch das Ergebnis einer Forscherlaufbahn: „Generell ist es so, wenn man sich als Historiker oder als Künstler mit den Schrecken der NS-Zeit beschäftigt, kann man das nicht lange machen, ohne sich eine professionelle Distanz anzueignen. Diesen Weg vom ersten Entsetzen über die Erarbeitung einer wissenschaftlichen Distanz bin ich auch gegangen, um andere Aspekte als die Opferaspekte zu sehen – und so bin ich auf die monetär-ökonomische Seite der Geschichte gestoßen“, so Harms.

Dabei stießen seine Forschungen immer wieder auf Gegenwehr: „Widerstand war vom ersten Tag an da.“

Die für die Erforschung wichtige Anstalt Wehnen etwa wurde erst kraft einer Dienstweisung des Niedersächsischen Sozialministeriums zu einer Art Mitarbeit bewegt. Zugleich profitierte Harms von einem besonderen Umstand: „Ich hatte den Schlüssel zum Privatarchiv des Verbandes und konnte über zehn Jahre lang in aller Ruhe die dortigen Archivalien erforschen. So kamen der sachliche und der ungehinderte Blick zusammen.“

Die Erforschung von Haushaltsplänen, Bilanzen, Jahresabrechnungen sowie Personal- und Verwaltungsakten machte es auch möglich, den Blick auf scheinbar entfernte Tätigkeitsfelder des Verbandes zu lenken. Etwa das Museumsdorf Cloppenburg, damals fest eingebunden in die völkische-bäuerliche Propaganda, wollte man doch so die im Katholizismus verwurzelten Bauern für sich gewinnen. Als das Museum im Laufe des Krieges auf einen Konkurs zusteuert, wird es in den Verband eingegliedert, so wieder auf die Beine gestellt und beispielsweise 1944 mit 93.000 Reichsmark gefördert. Auch das städtische Oldenburger Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte profitierte: Es erhielt beträchtliche Mittel zum Ankauf von Exponaten. Auch regionale Fleischmehlfabriken erhielten Zuwendungen aus dem Etat des Verbandes, gleichfalls die 1940 gegründete Ferngas Weser-Ems GmbH, die mit der Summe von zwei Millionen Reichsmark ausgestattet wurde. „Als ich auf die entsprechenden Akten stieß, habe ich selbst gestaunt“, sagt Harms. „Der Konzern, der damals in seiner Gründungsphase profitierte, ist heute als EWE der fünfgrößten Energieversorger.“

Bei den Internetauftritten der genannten Institutionen wird man zum Thema kaum fündig. „Der heutige Bezirksverband Oldenburg hat sich im Laufe der Jahrzehnte zu einer modernen, effizienten Verwaltungseinheit entwickelt“, lässt der Nachfolger des einstigen Landesfürsorgeverbandes unter dem Schlagwort „Historie“ wissen – und nicht viel mehr. Ganz so, als gäbe es die Studie nicht.

Ingo Harms und seine Mitstreiterinnen dagegen haben parallel und gemeinsam mit Angehörigen ehemaliger Opfer 2004 einen Gedenkort gegründet: im Gebäude der ehemaligen Pathologie, in die einst auch die Opfer des Hungerterrors verbracht wurden, bevor man sie beerdigte.



**Ingo Harms:** Der Verband. Anstaltsfürsorge zwischen Rassenhygiene, Bereicherung und Kommunalpolitik (Oldenburg 1924–1960); Weinheim Basel, Beltz Juventa 2022, 498 S., E-Book inklusive, 58 Euro.

**Gedenkstätte:** Herrmann-Ehlers-Str. 7, Bad Zwischenahn; Di-Fr: 10–16 Uhr, So: 12–16 Uhr; Öffentliche Führung am 25. 8., 16 Uhr, Anmeldung erforderlich per E-Mail an buero@gedenkreis.de oder telefonisch unter ☎ (04 41) 99 92 770. Infos: www.gedenkreis.de

## orte des wissens

# Die Tradition der Schädel-Vermesser

Zwar war es 1944 weggebombt worden. Doch die Geschichte des strikt rassistischen Kieler Instituts für Anthropologie war damit längst nicht zu Ende

Weggebombt hatten alliierte Fliegerverbände die zweifelhafte Einrichtung im August 1944. Aber aufgehört zu sein, hat das einstige Anthropologische Institut der Universität Kiel erst viel später. Gleich nach dem Krieg hatte sich, gegen den erklärten Willen der medizinischen Fakultät, der bisherige Direktor Hans Weinert mit Lügen, irreführenden Unterlassungen und juristischen Mitteln den Lehrstuhl und den Weiterbetrieb bis 1955 gesichert.

Und offenbar hielten auch danach noch immer genügend Leute das, was dort getrieben wurde, für Wissenschaft: Sein 1968 gestorbener Nachfolger Johann Schaubele war zuvor SA-Dozent für Rassenlehre gewesen. Dessen Erbe trat dann sein berühmtester Schüler an, Hans Wilhelm Jürgen Weise. Der erste Direktor des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung hatte 1960 bei Schaubele mit einer Arbeit über „Asozialität als biologisches und sozialbiologisches Problem“ habilitiert, die auch 1940 gut angekommen wäre. Unter seiner Ägide diffundierte das Institut dann in den 1990ern in einen archaischen Zweig und einen, der sich Industrie-Anthropologie nennt.

Die überlieferten Archivalien und Dokumente aus der Frühzeit sind so dürftig, als hätte hier jemand sehr gründlich geputzt. Das erschwert zu sagen, wo die vermeintlichen Forschungsergebnisse dieses 1924 von Otto Aichel gegründeten Instituts eingekerkert sind. In einem klotzigen Klinkerbau der 1870er hatte es 1929 eine feste Bleibe bekommen. Zuvor war es quasi in Untermiete bei der Anatomie einquartiert gewesen. Neben ein paar Kellergassen für die Zentralheizung und die Leichen hatte man nun im zweiten Stock unter anderem zwei Labors, eine Dunkelkammer sowie das Röntgenzimmer zur Verfügung.

In der Beletage aber waren die Institutsleitung, der Hörsaal und, als Prunkstück, die 16 großen Sammlungsschränke mit Rasseschädeln untergebracht. Die hatte der in Chile als Kind deutscher Diplomaten geborene, in Celle aufgewachsene Gründungsdirektor teilweise selbst in Südamerika, na, sagen wir mal, erworben. „Die Einrichtung ist nach jeder Richtung hin recht vollständig“, teilte er in einem Aufsatz stolz der Fachwelt mit.

Das Interesse an diesem Standort war groß. Denn Anthropologie war nicht nur für Aichel identisch mit „Rassenbiologie“, wie er 1929 bekannte. Befremdlicherweise beteuert Medizinhistoriker Karl-Werner Ratschko noch 2013, der Kieler Professor habe auch „ernstzunehmende anthropologische Forschung“ durchgeführt. Dabei hatte Aichel als Auftrag seiner Disziplin ausdrücklich die Suche nach „Klarheit über die rassenmäßige Zusammensetzung des Volkes, über den Einfluß von Auslese und Siebung, über Beziehung von Rasse und Befähigung“ bestimmt. Ihr „Endziel“ sei, „den Weg zur Erhaltung des wertvollen Erbgutes“ zu finden. Also „Eugenik,

die gemeinhin als Rassenhygiene bezeichnet wird“, hieß es in der Rede zur Institutseröffnung. Im Jahr 1932 konkretisiert Aichel, was das heißt: „Schädlinge“ seien ohne Rücksicht „an der Fortpflanzung zu hindern“, schreibt er im Aufsatz „Die Rassenforschung“.

An der Arbeit des Instituts lässt sich exemplarisch zeigen, wie man etwas erforscht, das es nicht gibt: Man versachlicht den Gegenstand zu „anthropologischem Material“ und erhebt an diesem sinnlos, aber planvoll Daten, bis es in der Ausdeutung dieser Realitätsplitter in die Welt tritt – als Wissen. In diesem Fall wurden vor allem Schädel vermessen und verglichen. Außerdem, aber das war dann eher eine Spezial-

## „Die Einrichtung ist recht vollständig“

Otto Aichel, Gründungsdirektor

lität von Weinert, musste an anthropologischem Lebendmaterial (weiblich) durch Befühlen der Brüste die Zugehörigkeit zur semitischen Rasse ausgeschlossen werden, eine im Erfolgsfall kostenpflichtige Untersuchung. Dieses Geschäftsmodell ließ Weinert im Zusammenspiel mit Hans Calmeyer zum Judenretter avancieren.

Die Arbeit in Kiel hatte einen regionalen Schwerpunkt. Man suchte hier das, was Profirassenisten als nordischen Typus bezeichneten: Aichel brauchte Befunde für sein Hauptwerk, „Der deutsche Mensch“, das pünktlich 1933 erschien, so dass die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie ihn prompt zu ihrem Führer machte. Die nötigen Messungen führten seine Assistenten durch. Sie schwärmten also Ende der 1920er aus, gingen auf Helgoland, in Schwansen, Eiderstedt, Dithmarschen und an der Schlei von Hof zu Hof, knipsten die Dörfelmenschen frontal und im Profil, bestimmten deren Schulterbreite, Arm- und Beinlänge sowie den Jugomandibular-, den transversalen Nasofacial- aber auch den Kefalofacialindex. Und noch viel mehr. Um die Abweichung der Resultate von den geplanten Kopfform-Vorgaben zu heilen, erfand man einen neuen Unter-Typus, den nordisch-fälischen, der sich durch ein „abgesunkenes Hinterhaupt“ auszeichnete und selbstredend auch nordisch war. Also arisch.

Glück für die Landbevölkerung. Denn bis zu seinem Tode 1935 engagierte sich Aichel am Kieler Erbesundheitsobergericht für Zwangssterilisierungen. Auch sein Nachfolger Hans Weinert propagierte diese, zumal wenn es um Schwarze Menschen ging. Er starb 1967 in Heidelberg, zwölf Jahre nach seiner Emeritierung. Noch 2012 hatte der Paderborner Salzwasser-Verlag sein 1944 gedrucktes Werk „Der Ursprung der Menschheit“ erneut herausgebracht. Die Nationalbibliothek hat es in der Sachgruppe 570 einsortiert, Biowissenschaften, Biologie. *Benno Schirmer*



Unscheinbarer Ort des Grauens: Die ehemalige Pathologie in Wehnen ist dank der Forschung heute Gedenkstätte. Foto: Susanne Schlechter/wikimedia CC